

Roland Schneidererit

Bittersüße Geborgenheit

Roman



Roland Schneiderei Bittersüße Geborgenheit

Roland Schneider

Bittersüße
Geborgenheit

Roman

Umschlagabbildung: © Quartierverein Emmersberg-Gruben,
CH-8200 Schaffhausen

ISBN 978-3-86813-001-0
© Edition Noack & Block
Berlin / Leipzig 2009
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig
Printed in Germany
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
www.noack-block.de

FÜR ELISABETH, MARGARETA UND KARIN

ERSTER TEIL

Wasser

„Am Nachmittag ist mit teils schweren Gewittern und Niederschlägen zu rechnen.“ Robert liegt auf der Chaiselongue seiner Großmutter und verfolgt die Meldungen, die das alte Röhrenradio in gedämpftem Ton in den Raum hinein sendet. Das mit dem Gewitter kann Robert sich nicht vorstellen, draußen scheint die Sonne und es ist heiß. Im Zimmer spielen die zu Lichtpunkten gebündelten Sonnenstrahlen. Sie dringen durch die Löcher des Papierrollos und werden durch das Muster der Tapete eingefangen. Das Braunbeige der Rollos gibt dem Raum einen warmen, gedämpften Ton, der einen matten Schimmer von Geborgenheit verspricht.

Robert ist erschöpft, zu anstrengend war das vormittägliche Spielen im Freibad. Und das Gewitter, es bedeutet, dass er morgen nicht baden gehen kann, die Temperaturen werden sich abkühlen. Was soll er dann mit dem Ferientag anfangen? Er weiß es nicht. Im Radio spielen sie mittlerweile Musik und Robert wartet auf seine Großmutter, derweil draußen die Hitze brütet.

Großmutter hatte ihm versprochen, nach dem Abwasch des Geschirrs vom Mittagessen eine Geschichte aus dem „Mosaik“ vorzulesen. Er vernimmt klappernde Geräusche, Großmutter hantiert noch in der Küche; das Warten auf sie wird zur Ewigkeit, und Robert kämpft gegen seine Müdigkeit.

Plötzlich Ruhe, die Tür geht auf und die alte Frau betritt den Raum, die baumwollene Schürze umgebunden, die sie nur am Wochenende ablegt und gegen eine Schürze aus De-deron eintauscht. Die Schürze ist Robert vertraut, sie gehört

zum Erscheinungsbild der Großmutter. Fast ein ganzes Leben lang, seit dem Ende des ersten großen Krieges, trägt sie Schürzen. Es war die Zeit, als Elly Mieba, so der Name der Großmutter, ihre Hauswirtschaftsausbildung absolvierte. Die Schürze ist Ausdruck eines langen Arbeitslebens, das durch diese Ausbildung damals geprägt wurde.

Mit wenigen Handgriffen rückt die Großmutter den Stuhl an Roberts Bett, setzt sich und bringt die alte Brille im von Entbehrungen gezeichneten Gesicht unter. Sie schlägt das Buch auf, hebt ihre weiche, für Robert so vertraut wirkende Stimme und beginnt zu lesen. Wenige Minuten später schläft der Enkel. Elly Mieba bleibt am Bett sitzen, das Buch ist ihr in den Schoß gesunken.

Da sitzt sie nun, die alte Frau. Ihr Leben, in dem es zwei große Kriege gab, hat sie gezeichnet. Dabei hatte alles so gut begonnen. Ihr Vater war ein kleiner Postbeamter mit gesichertem Einkommen gewesen und sie das jüngste der Kinder. Kurz war der glückliche Augenblick ihrer Kindheit, der erste große Krieg stellte die Weichen um. Am Ende des Krieges herrschten Not und Elend. Elly war noch nicht erwachsen, als ihre Mutter viel zu früh starb, und musste in Stellung zu reichen Leuten gehen. Da machte sie dann eine Hauswirtschaftsausbildung und seitdem trug Elly diese Schürzen. Mann und Kinder kamen in ihr Leben und sie arbeitete, arbeitete von früh bis spät bei den reichen Leuten als Mädchen für alles. Im Winter musste sie bei Frost und einem halben Meter Schnee Wäsche aufhängen, dann stand sie an der Maschine bei einem reichen jüdischen Strumpffabrikanten. Als Ellys Vater starb, betrogen die Schwestern sie, die Jüngste, um ihr Erbteil.

Der zweite Krieg verlief glimpflich für Ellys Familie. Max, ihr Mann, musste nicht in den Krieg, weil er krank war, und

die Stadt blieb von Bombenangriffen verschont. Elly konnte ihren Sohn Jochen, den Sechzehnjährigen, kurz vor Kriegsende aus den Fängen der Wehrmacht retten. Den Häftlingen, die von Osten her durch die Straße getrieben wurden, reichte sie Kaffee. Zum Glück hatte der Wachposten Verständnis, eigentlich hätte er sie anzeigen müssen, unterließ es aber, denn selbst die Denunziation war in den letzten Stunden des Krieges sinnlos geworden. Ein Kind, ihr letztes, wurde im selben Jahr geboren, es starb bei der Geburt. Im Jahre 1945 war das schon fast alltäglich. Drei Jahre nach dem Kriegsende stand sie allein mit den vier Kindern da, Max ist tot. Er hatte sich so sehr echten Bohnenkaffee gewünscht. Elly hatte mit Lebensmittelmarken und kleinen Wertgegenständen den Kaffee zusammengespart und dann starb ihr Max. Mit dem Kaffee bezahlte sie die Beerdigung. Der Hunger grassierte im Lande. Rotraut, die älteste Tochter, zog mit dem Leiterwagen über die Dörfer und bettelte den Großbauern Kartoffeln ab. Ihre jüngste Tochter Christine konnte vor Hunger nicht mehr aufstehen, doch das Leben siegte im Körper des kleinen Mädchens.

Anfang der fünfziger Jahre kam die Frühverrentung für Elly Mieba. Das Herz spielte nicht mehr so mit und wird seitdem mit Medikamenten in Gang gehalten. Erlebt hat Elly Mieba also vieles in diesem Jahrhundert: den Kaiser, Ebert, Hindenburg, Hitler, Ulbricht und jetzt Honecker. Sie kamen alle mit großen Versprechen, diese Männer, und wenn sie gingen, war nichts besser geworden. Auszulöffeln hatten es die Frauen ihrer Generation. Sie mussten mit ihrer Gesundheit für zwei Kriege, den Tod ihrer Männer und die Erziehung der Kinder doppelt und dreifach bezahlen. Und die Margarinestullenjahre, die wollten und wollten lange nicht zu Ende gehen.

Im Alter – der Körper hat längst seinen normalen Dienst versagt – begleiten Schmerzen Ellys Leben. Ein Schmerzenslaut oder Klagen, nein, Elly schweigt, erträgt ihr Schicksal als von Gott gewollt. Gottgewollt? Sie, bei der eine große alte Bibel im Schank steht, sie glaubt nicht mehr an diesen Gott, von dem ihr in der Schule erzählt worden war. Wie kann sie das auch nach all den Schicksalsschlägen, die ihr das Leben bereitet hat?

Ihr Glaube hängt am jüngsten Enkel, Robert. Seine Mutter Christine lebt mit ihm bei ihr in einer Doppelwohnung. Robert ist ihr Lebenselixier und bringt ein Leuchten in ihre grauen, immer noch energiegeladenen Augen.

Automatisch streift die Hand durch das Haar des schlafenden Kindes. Das liebt Robert sehr an seiner Großmutter und er ist glücklich, wenn sie ihn so streichelt. Großmutter steht auf und verlässt das Zimmer.

Noch immer umfängt die Hitze das Hinterhaus. Die Apathie, die das Gebäude umfängt, hält auch Robert im Schlaf fest. Das Haus bildet in seiner jetzigen Schmucklosigkeit eine traurige Erscheinung inmitten von hohen Mauern, die aus der Rückfront der großen Häuser des Karrees gebildet werden. Seine bewohnten Fensterhöhlen stieren ins Leere. Seit Jahren erträgt das Haus demütig den gleichen Anblick, alte und alternde Menschen, die seine Gastfreundschaft erzwingen. Sie leben, längst von der Welt vergessen, abgeschirmt in ihrem eigenen Reich der Erinnerungen. Die, die keiner mehr sehen will, weil sie der Endlichkeit des Lebens ein Gesicht geben, haben eine Zweckgemeinschaft gebildet. In den leprösen Mauern des Gründerzeitkarrees sind sie in einer Art unfreiwilliger Internierung beheimatet. Befreiung wird lediglich der Tod bringen. Das wissen alle.

Dieses Hinterhaus hat in seinem bisherigen Dasein selten gute Zeiten erlebt. Die Jahre gleich nach dem zweiten großen Krieg ließen das Leben kurz aufflackern. Flüchtlinge überfüllten das Mietshaus. Plötzlich wurde dieser Ort Schauplatz für das ganze erbärmliche Leben einer sich in Auflösung befindenden Gesellschaft aus den Ostgebieten. Orientierungslosigkeit und Leere prägten das Bild. Die Trauer und Verbitterung über den Verlust der Heimat trat in diesen Mauern wie ein Schauspiel ohne das ersehnte glückliche Ende auf. Die entwurzelten Menschen fanden einen vorübergehenden Unterschlupf, bevor sie, weitergetrieben, an einem anderen Ort irgendwo in der Trümmerwüste Deutschland einen neuen Anfang versuchten. Die Wohnungen mussten mehrmals abgeteilt werden, um allen Gestrandeten Unterkunft zu bieten. Nur ein kümmerlicher Rest ist von den damaligen Bewohnern übrig geblieben. Ihre Wurzeln waren tief, zu tief, um eine Befreiung zu wagen. Mit den Jahren verloren die Dagebliebenen die Kraft sie auszureißen.

Und nun ist es ruhig im Haus geworden. Die Alten nehmen die Stille in ihrem Bewusstsein unterschwellig wahr, sie gehört zum Haus und zu ihrem Leben. Eine gewisse Würde liegt auf allem. Die Würde des Alters und des Todes. Hinterhaus, Hinterhof, Friedhof – Endstation des Lebens.

Aber noch ist Leben in diesem Haus und seinen alten Bewohnern. Der Zug des Seins muss noch einige Stationen anfahren, bevor er ein letztes Mal hält und in dieses Haus, seine Endstation, einfährt. Die Menschen bewältigen jeden Tag mit seinen kleinen und großen Problemen, führen ihren scheinbar unbedeutenden Kampf.

Ein lauter Krach lässt Robert plötzlich aufwachen. Gewitterdonner, sein Traum hat kein Ende. Rauschen dringt von draußen an sein Ohr. Er steht schlaftrunken auf, geht ans

Fenster, schiebt das Rollo mit seinen Händen beiseite und sieht auf den Hof. Eine Wand aus Wasser, die rauschend vor ihm niedergeht und ihm die Sicht nach draußen versperrt. Ehemals feste Konturen lösen sich in Wasser auf. Die farbenfrohen Lichtpunkte von vorhin sind verschwunden. Einschneidend und zugleich beruhigend das Rauschen des Regens, der das Erwachen erleichtert. Einzelne Blitze verlieren sich in Nervosität und Hektik, das Donnerrollen bestätigt die vormalige Existenz der elektrischen Entladung und nimmt den Blitzen gleichzeitig ihre Gefährlichkeit. Die Hitze hat nachgelassen, macht dem Leben spendenden Wasser Platz und lässt Menschen erleichtert aufatmen. Robert starrt, in Gedanken versunken, aus dem Fenster und beobachtet die Regentropfen. Pfützen schwimmen auf den heißen Steinen im Hof und bringen Kühlung. Die Blasen auf den Pfützen vollführen ihren nur Sekunden dauernden Tanz, bevor sie sterben.

Großmutter betritt leise das Zimmer und nähert sich Robert langsam von hinten. Sie will nicht, dass er sich erschreckt, und macht ein sanftes Geräusch. Sie fordert den Jungen auf, sich anzuziehen und vom Fenster wegzugehen, er könne sich sonst eine Erkältung holen, und wenn der Blitz einschlägt, könnte obendrein das splitternde Glas ihn verletzen. Sie meint außerdem, er hätte Glück gehabt, dass er am Vormittag noch baden konnte. Ihre Hand berührt Robert automatisch am Kopf. Plötzlich dringen trotz des Gewitterdonners undefinierbare, Gefahr bedeutende Geräusche an beider Ohren.

„Was ist das für ein Lärm da unten? Wird doch nichts passiert sein?“ Großmutter schüttelt den Kopf. Robert spürt ihre leichte Unruhe, die auf ihn überspringt. Die Frau geht eilig zur Korridortür, öffnet sie leise und lauscht, während

Robert sich zwischen sie und die Türe schiebt. Mit leichtem Druck drängt sie ihn zur Seite und zischt: „Sei leise!“ Großmutter lauscht, Robert lauscht auch, die Ohren verweigern die Informationen, die der Schall durch den Hausflur schickt. Wortfetzen ergeben für ihn nur langsam einen Sinn.

Wasser ist in den Keller eingedrungen. Das ist die beunruhigende Nachricht.

Großmutter lokalisiert schnell den Ort des Aufruhrs. Aus dem foyerartigen Eingangsbereich des Mietshauses, der dunkel und schäbig wirkt und seit Jahren keine Farbe und keinen Pinsel mehr gesehen hat, dringt Lärm nach oben.

Eine Gruppe von drei Frauen, drei Freundinnen, ist die Quelle dieses kleinen Tumultes. Sie sind die heimlichen Wortführerinnen im Haus, und was sie sagen, ist die öffentliche Meinung in diesem nichtöffentlichen Haus. So jedenfalls sehen sie sich selbstbewusst.

Die eine, Hanneruth Jänschke, ist eine füllige Patronin, die ihre neuen Gummistiefel trägt, mit einer Kittelschürze aus bunt geblütem Dederon bekleidet ist und mit in die Hüften gestemmt Armen vor den zwei anderen Frauen steht. Sie überragt die kleine Gruppe um einen Kopf. Die leuchtend rote Farbe in ihrem Gesicht ist permanent. Kleine blaue Äderchen durchziehen ihre Wangen. Die Nase schimmert unnatürlich in den schrillsten Rottönen.

Neben Hanneruth steht Jutta Hensel, eine kleine, ja fast zarte Erscheinung mit einem runzligen Gesicht, welches die Schönheit ihrer Jugend erahnen lässt. Diese Frau wirkt im Gegensatz zu Hanneruth zart und zerbrechlich, fast kindlich. Ebenso wie Hanneruth trägt Jutta eine aufgrund ihrer Größe weit über die Knie reichende Kittelschürze. Von Weitem betrachtet scheint sie nur aus Schürze zu bestehen. Wenn sie im Haus unterwegs ist, ziert Juttas Kopf immer ein Tuch. Sie

sagt, die Zugluft im Hausflur wäre gefährlich für sie, dabei fasst sie mit den Händen an ihre Ohren und macht ein leidendes Gesicht.

Die Dritte im Bunde, die allerbeste Freundin von Jutta – auch sie steht im blumenbedruckten Kittel im Foyer – ist Lore Pumpa. Sie ist diejenige, die über alles, was im Hause passiert, Bescheid weiß. Jedes Ereignis wird von Lore sofort registriert und jede Neuigkeit mit ihrem Kommentar versehen im Haus verbreitet. Lore läuft immer in einer etwas gebückten Haltung durch das Haus, den Kopf eingezogen und leicht schräg geneigt, die Hände in den ausgebeulten Taschen der Kittelschürze und den Wohnungsschlüssel wie eine Pistole festhaltend. Sie macht einen verängstigten und zugleich unauffälligen Eindruck, der jedoch täuscht. Lore ist wachsam. Die Ohren sind bei Lore gespitzt und die Augen huschen aus der gekrümmten Deckung durch die sie umgebende Welt. Neues aufzuschnappen ist natürlich schwierig in einem Haus, wo Langeweile und Eintönigkeit den Tagesablauf bestimmen.

So hilflos, wie sie wirken wollen, so hilflos sind die drei Hausbewohnerinnen dann doch nicht, denn sie haben ja ihre Stimme, die sie gegen alles einsetzen können. Und das tun sie auch, sie reden wild mit den Händen gestikulierend aufeinander ein. Hanneruth Jänschke, die Wortführerin, stachelt die anderen an: „Seht euch das bloß an, fast dreißig Jahre diese Roten, alles fällt zusammen. Das Dach ist undicht, da stehen die Badewannen auf dem Boden und man kann zusehen, wie sie sich bei Regen füllen. Nicht mal Wäsche kann man mehr zum Trocknen aufhängen. Ein Skandal! Die Dachbalken schimmeln, der Putz bröckelt von der Fassade, die Tür im Waschhaus ist kaputt, der Kessel durchgefeuert. Das hätte es unter dem Kaiser“, sie vermied das

Wort „Führer“, „niemals gegeben. Da herrschte Zucht und Ordnung. Geht man zur Kommunalen Wohnungsverwaltung, werden nur Versprechen gemacht, nichts wird geändert, man wird nur hingehalten.“ Jutta Hensel nickt beflissen, wobei die Schürze an ihrem Körper und der Zipfel des Kopftuches hin und her wippen, und ergänzt resignierend: „Was willst du machen, Hanneruth. Mein Kachelofen ist seit Jahren kaputt. Paul, der selige Paul“, ein Seufzer kommt aus ihrem kleinen faltigen Mund, „hat zu seinen Lebzeiten immer die Ritzen ausgeschmiert. Könnt ihr euch noch an Heunig erinnern? Bei dem hat er die Ofenschmiere geholt. Ich bin in solchen Sachen einfach hilflos.“

Sie blickt in die Runde, in der Hoffnung auf Hilfe durch die Freundinnen. „Irgendwann werde ich mal früh im Bett liegen und tot sein. Aus allen Ritzen strömt dieses Gas, wie heißt das gleich ...? Ich hab's mal gewusst.“ Sie greift an ihren Kopf.

„Kohlenmonoxid.“ Lore hat auf ihren Einsatz gewartet: „Mein Sohn hat mir das genau erklärt.“ Stolz funkelt in den Augen. „Das Zeug reichert sich einfach im Blut an und dann verweigert der Körper die Atmung, aus und vorbei. Geruchlos das Zeug, du merkst nichts, wirklich nichts. Schöner Tod.“ Sie nickt gewichtig mit dem Kopf und schaut in die Gesichter der zwei Frauen, Bestätigung suchend für das eben von ihr Gesagte. „Schrecklich, schrecklich. Ich weiß ja nicht, ob das ein schöner Tod ist“, sagt Jutta und schüttelt besorgt den Kopf, wobei sie die Hände vor den Mund nimmt und ein bestürztes Gesicht macht. „Wo soll das alles nur enden?“ Der Zipfel des Kopftuches folgt ihrer Körperbewegung.

„Enden? Püh, eines Tages wird das ganze Haus über unseren Köpfen zusammenfallen und dann können die Herren dort oben alles zusammenfegen, uns gleich mit. Denen ist

das doch egal, wie wir hausen, die machen doch alles nur für die Jugend.“ Die Jänschke vollzieht eine abwertende Handbewegung.

„Ja, wir kosten den Staat nur Geld, Kostenfaktoren sind wir, soll'n uns alle in den Westen abschieben, haben sie Ruhe vor uns“, spottet die Pumpa laut. Schweigen breitet sich aus, keine der Frauen hat mehr etwas zu sagen. Entwichen ist er, der angestaute Frust, das Gespräch hat ihn entweichen lassen. Eine anschließende Pause wirkt wie Erholung für die Frauen. Neue Kraft schöpfen für den Kampf gegen das Wasser. Stille ist in diesem Moment jedoch nicht das Richtige, sie bringt das Geräusch plätschernden Wassers erneut an die Ohren der Frauen, denen damit der tatsächliche Grund ihres Zusammenseins wieder bewusst wird.

Noch ehe sie weiter ihre Situation besprechen können, taucht plötzlich Kühnhart Buchlein auf der Treppe auf. Die vermeintliche Rettung für die Frauen. Wie an jedem Tag kann sein Auftritt mit einem einzigen Wort umschrieben werden: filmreif, ein klein bisschen kokett und ins Divenhafte abdriftend. Ein würdevoller alter Herr ist dieser Buchlein, mit weißem Haar, welches, wohl geordnet zur Seite gekämmt, früher einmal blond war. Blaue, vitale Augen leuchten darunter in die Welt. Sein Gesicht ziert ein Kaiser-Wilhelm-Bart, den er mit voller Hingabe und Stolz ständig zwirbelt. Kühnhart trägt ausschließlich Anzüge. Er sieht immer adrett aus, kein Wunder bei seiner schlanken, stattlichen Gestalt. Ein passender Hut und der Stock lassen ihn als gut situierten Herrn erscheinen. Zur Krawatte ein passendes Taschentuch, das aus der Brusttasche des Jacketts lugt, und fertig ist der Mann. Nichts überlässt der berechnende ältere Herr dem Zufall. An seiner Weste hängt die schwere goldene Kette, an der eine ebenfalls goldene Taschenuhr baumelt. In

seinem Mund rollt er eine Zigarre, die übel riecht, blaue Wölkchen erzeugt und ihn wie eine Aura umgibt. Dieser Geruch hat sich bei Robert, wenn er durchs Haus geht, fest eingepägt und er weiß, was er damit zu verbinden hat, so riecht, nein, so stinkt alter Mann.

Buchlein stellt in diesem Haus eine sonderbare Erscheinung dar. Er hatte den Krieg im Soldatenrock überlebt, dafür war – welche Ironie der Geschichte – seine Frau auf einem der vielen Flüchtlingstrecks verschollen. Schnell war das Gerücht über ihren Tod im Umlauf, einige behaupteten, ein Fliegerangriff sei die Ursache gewesen, andere wollten wissen, sie wäre von den Russen vergewaltigt worden und daran gestorben. Ein blondes Rasseweib war sie gewesen. Der Verlust schmerzte doppelt, wenn er daran dachte, wie er um sie hatte werben müssen in dem kleinen schlesischen Städtchen. Da lebte er einige Jahre nach seiner Ausbildung. Alle waren hinter Barbara her. Doch Klasse setzte sich eben durch und Kühnhart hatte diese Klasse, die ihn heute noch auszeichnet. In der Provinz, da hätte er jede haben können, er, der schöne Kühnhart, wie er genannt wurde. Und eben darum hatte er alles auf Barbara gesetzt und gewonnen. Jetzt denkt er manchmal, es hätte auch jede andere sein können, Hauptsache, sie hätte ihn nicht so zeitig verlassen. Buchlein hat aus seiner Ehe einen Sohn gerettet. Der lebte damals während des Krieges bei seinen Großeltern hier in der Stadt. Dieser glückliche Umstand hatte dem Kind wohl das Leben bewahrt.

Buchleins Eltern umsorgten den Sohn, damit der Vater den Lebensunterhalt sichern konnte. Abends nach der Arbeit holte Buchlein den Sohn immer bei den Großeltern ab.

Dadurch entstand ein besonderes Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Sie waren enge Freunde, haben, als Peter

noch Kind war, viel miteinander unternommen. Buchlein war ein guter Vater.

Jetzt sehen sie sich einmal die Woche. Anstandsbesuche nennt der Sohn das selbst, denn der alte Buchlein hat ein gespanntes Verhältnis zu seiner Schwiegertochter, die als einfache Sekretärin in der Kreisleitung der SED arbeitet. Er bezeichnet sie nur als „das rote Luder“, was auch gleich die Enkelkinder mit einschließt. Geschockt war Buchlein, als er seine angehende Schwiegertochter das erste Mal sah. Sie hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit Barbara. Wie konnte der Sohn eine Frau aussuchen, die seiner Mutter so verblüffend glich? Hätte er die Mutter gekannt, wäre das zu erklären gewesen. Aber so? Durch die Flucht besaß er ja nicht einmal mehr ein Foto, welches er dem Sohn hätte zeigen können. Das Leben ging seltsame Wege und Erklärungen dafür waren keine zu finden.

Buchlein liebt seinen Sohn dennoch über alles, obwohl er ihm die Ehe mit diesem „roten Luder“ bis heute nicht verzeihen hat. Peter ist alles, was er besitzt, und hat den Verlust der geliebten Barbara teilweise kompensiert. Oft hat sich Buchlein gefragt, warum er als Soldat sein Leben durch den Krieg hindurch aufgespart hatte und seine Frau kurz vor dem Ende nicht durchhalten wollte, ihr die Kraft fehlte. In den ersten Jahren hat er ihr oft Vorwürfe gemacht. Besonders schwer fiel ihm die Auseinandersetzung mit Barbaras Tod, weil keine Grabstelle vorhanden war, kein Ort für Zwiegespräche mit ihr.

Erklären musste er Barbara deshalb dann auch nicht, warum er mit der einen oder anderen nach dem Krieg ein Verhältnis hatte. Auswahl gab es ja genug in diesen Jahren und für die Frauen blieb er Quecksilber, keine konnte ihn bei sich halten.

Mittlerweile ist Kühnhart Buchlein mit sich und der Welt im Reinen, er weiß, was ihn noch erwartet. Ein paar Jahre noch und dann ist Schluss. Die Frauen im Haus sind von dem gut aussehenden Endsechziger fasziniert, das ist ihm bewusst und kitzelt das eigene Ego. Wenn er, wie eben, die Treppe herunterkommt, genießt er die bewundernden Blicke der drei Kittelschürzen. Er weiß, sie himmeln ihn an. Konkurrenz braucht er in diesem Haus auf keinen Fall zu fürchten. Zwar ist da auch der alte Dahlwitz, den hält aber seine Frau unter Verschluss. Der ist auch viel zu klapprig. Kein Vergleich. Und eine Aura, so wie sie ihn umgibt, hat der Dahlwitz nicht aufzuweisen. Kühnhart ist das alles sehr wohl bewusst und er spielt mit den alten Frauen. Immer charmant, bändelt er mit den dreien an, ohne je näher Kontakt mit ihnen zu knüpfen. Die Distanz ist das Entscheidende, nur durch sie kann er seine Fassade aufrechterhalten. Ein Blick aus der Nähe hätte alles zerstört. Kühnhart weiß, Äußerlichkeiten beeindrucken diese naiven Hühner, die Konsequenzen einer Liaison sind ihm ebenso bewusst. Also Finger weg! Wenn er ehrlich zu sich selbst ist, diese alten Schachteln interessieren ihn nicht. Er findet Spaß daran mit ihnen zu spielen, das ist aber auch alles. Ein Gutes hat die Sache: Die Frauen bedienen seine Eitelkeit, eine Eitelkeit, die an Selbstverliebtheit grenzt und der Seele so gut tut.

Buchlein verbringt jeden Morgen eine Menge Zeit damit einen Anzug herauszusuchen, diesen mit dem entsprechenden Hemd und der dazu passenden Krawatte oder Fliege zu drapieren. Sein Image pflegt er. Das schließt auch ein, sich um den Zustand seiner Bekleidung selbst zu kümmern. Waschen und Bügeln sind für Kühnhart keine Fremdwörter.

Sein Narzissmus lässt ihm im Leben keinen Platz für Frauen. Nicht für Frauen vom Format einer Hanneruth,

Lore oder Jutta. Für ihn sind mittlerweile alle Frauen anstrengend geworden. Das Alter eben. Diese Art Stress vermeidet er seit einigen Jahren. Und die Frauen im Foyer wissen das ebenfalls. Doch was für eine Alternative haben sie? Die Prinzen sind zu Königen geworden und so müssen sie just das nehmen, was ihnen serviert wird. Kühnhart ist zu dieser kleinen Gefälligkeit bereit. Er serviert ihnen das, was sie gern sehen möchten. Sie wünschen sich einen wie den Kühnhart, einen, zu dem sie aufsehen können. Der aber, der ignoriert sie. Und sein Ego braucht die Frauen wie die Luft zum Leben. Derartige Widersprüche treiben ihn voran.

Außerdem fehlt den dreien im Foyer das gewisse Etwas, das ein Mann wie Buchlein bei Frauen eben schätzt.

Er weiß, nur im Haus kann er mit seinem Auftreten Aufmerksamkeit erhaschen. Sobald Kühnhart Buchlein das Haus verlässt, spürt er seine Durchschnittlichkeit. Auch das gepflegte Äußere ist da keine Hilfe mehr. Die Menschen auf der Straße nehmen kaum Notiz von ihm. Was ist Besonderes an einem alten Mann, die tragen alle diese alten, eleganten, aus der Mode gekommenen Anzüge. Die Eleganz einer für immer vergangenen Welt.

Im Foyer treten die Frauen ehrerbietig einen Schritt zurück, Kühnhart fest im Blick. Gespannt erwarten sie, was Buchlein wohl sagen wird, wenn sie ihm die Neuigkeit vom Wasser im Keller erzählt haben. Sie schauen wie gebannt auf seinen Mund, wo nur die Zigarre in Bewegung ist, die er jetzt mit der Hand, in der er den Spazierstock hält, aus dem Mund entfernt. In der anderen Hand trägt er den Hut. Er erhebt jovial seine Stimme: „Na, meine Damen, gibt’s wieder Neuigkeiten? Ist denn der Dritte Weltkrieg ausgebrochen? Habe noch keine Atompilze wachsen sehen.“ Dabei klopft er der kleinen Jutta Hensel lachend auf die schmalen Schultern,

Asche fällt zu Boden. Jutta, obwohl sie Mühe hat das Gleichgewicht zu halten, empfindet diese Geste als Bevorzugung gegenüber den anderen Kittelschürzen und wächst gleich ein paar Zentimeter. Ihre Blicke suchen Bestätigung in den anderen Gesichtern. Hanneruth und Lore ignorieren diese Geste, was ihre Eifersucht kaschieren soll. Er, der herrliche Buchlein, hat sie angefasst! Bei der Janschke traut er sich das nicht. Außerdem, dieser Typ von stämmigen Mannweibern, die aussehen wie Feldweibel, wirkt unheimlich auf ihn.

„Aber Herr Buchlein, lassen Sie die Scherze, wissen Sie, der Keller steht unter Wasser. Das muss an dem Gewitter von heute Nachmittag liegen. Die Kohlen, das Holz, die Kartoffeln, das Eingeweckte, alles ist hinüber. Wir haben schon durch Frau Blaszynski bei der Wohnungswirtschaft anrufen lassen, die können auch nichts machen, haben sie gesagt. Was sollen wir bloß tun? Das Wasser steigt und steigt.“

Die Pumpa steht mit gespielt sorgenvollem Gesicht da, die Hände am Mund, und hofft, dass Buchlein helfen kann. Dem ist dieser Kleinkram einfach zu viel. Er will weg, gerade jetzt kurz nach dem Gewitter ist die Luft so angenehm frisch und feucht. Er liebt den Duft von feuchter Erde. Buchlein muss aber dennoch eine Äußerung dazu abgeben. Unhöflichkeit? Ausgeschlossen! Er ist schließlich Kühnhart Buchlein.

„Tja, wenn die Wohnungsverwaltung keinen Handlungsbedarf sieht“, sagt Buchlein mit buchhalterischer Gewissenhaftigkeit und wichtiger Miene, „dann besteht wohl keine besondere Gefahr, meine Damen. Das Haus wird deswegen nicht gleich einfallen, da können Sie gewiss sein. Das hat der Kaiser gebaut, Vorkriegsware, sozusagen! Sie sollten sich mit anderen Dingen beschäftigen, denken Sie daran: Das Leben ist viel zu kurz, um sich darin aufzuhalten. Einen schönen

Tag wünsche ich, meine Damen, habe die Ehre.“ Er zieht, als noble Geste, seinen eleganten Hut, steckt die schrecklich stinkende Zigarre wieder in den Mund, setzt den Hut auf und geht, mit dem Spazierstock spielend, aus dem Haus, stolz wie ein Schwan, mit watschelndem Gang, und pfeift ein Liedchen, dessen Text die Frauen kennen und der sehr anzüglich ist.

Sein Weg führt ihn wie jeden Tag ins Café Central, weg von dem Haus und seinen Problemen. Dort trinkt er einen Kaffee, liest die Zeitung und führt eine oberflächliche Unterhaltung mit der Bedienung. Die Tage in seinem Leben vergehen, gegen die Monotonie des Rentnerdaseins ist schwer anzukämpfen. Kühnhart weiß das. Er ist eben nur im kleinen Revier dieses Hinterhauses der Hirsch. Obwohl, die Bedienung in diesem Cafe schätzt ihn auch. Sie freut sich, wenn dieser elegant gekleidete Herr erscheint, dann ist es wieder so ein bisschen wie früher.

Ratlosigkeit macht sich in der Zwischenzeit unter den drei Frauen breit. Über Buchlein schlecht zu reden, der sie so verraten hat, nein, das trauen sie sich dann doch nicht. Er ist und bleibt ihr Schwarm, zu sehr verehren sie ihn. Buchleins Meinung lassen sie unkommentiert. Sie haben mit ihm ein Nachsehen, so wie eine Mutter mit ihrem Kind.

Hanneruth, Jutta und Lore stehen in ihren Kittelschürzen hilflos im Foyer, sie wissen, ihr Gott ist verschwunden, alle Hoffnung begraben, sie sehen keinen Ausweg, was bleibt, ist eine große Leere. Stille umfängt sie. Gequältes Geplätscher dringt aus dem Keller. Fast unheimlich und angsteinflößend. Will es sie auslachen? Fast scheint es so. Die drei blicken ins Leere. Angstvolle Gesichter. Sie haben die Befürchtung, dass das Wasser die Fundamente ihres Hauses wegspült und da-

mit auch ihre eigene armselige Existenz den Bach hinuntergeht.

Derweil weiß Elly Mieba oben im ersten Stock auch nicht, wie es weitergehen soll. Am liebsten würde sie hinuntergehen und mit den dreien gemeinsam beratschlagen, was zu tun sei. Doch ein Gespräch mit den Frauen da unten ist für Elly Mieba unmöglich; zuviel ist da in den letzten Jahren zwischen ihnen gewesen. Nein, mit denen will sie lieber nichts zu tun haben.

Elly bleibt nur das Warten auf Roberts Mutter. Ihre Tochter Christine ist, neben ihrem Sohn Robert, der einzige junge Mensch im Haus. Elly wird die Zeit lang, denn Robert will alles über das Wasser wissen und ob eine Gefahr für sie besteht. Großmutter ist ratlos und zuckt mit den Schultern. Die Hilflosigkeit gegenüber einem Kind ist bedrückend. Sie versucht ihn abzulenken, indem sie dem Enkelsohn eine Tasse Kakao zubereitet. Robert freut sich, doch die Angst kann der Kakao ihm nicht aus dem Kopf spülen. Auch der Enkel empfindet angesteckt durch die alten Frauen das Wasser als eine Bedrohung. Es könnte in den ersten Stock, in die Wohnung steigen und was dann?

Sechzehn Uhr, Roberts Mutter betritt, wie jeden Tag, das Haus. Der Junge hört im Korridor, der direkt über dem Foyer liegt, ihre Schritte und öffnet der Mutter die Tür, noch bevor sie die Treppe unten erreicht hat.

Christine ist eine attraktive Frau von Mitte dreißig mit festem, rabenschwarzem Haar. Sie und ihr Kind passen nicht in dieses Haus. Ihr bisheriges Leben hat Christine ohne viel Freude klaglos gemeistert. Niederlagen, vor allem der frühe Tod des Mannes, haben ihren Stolz wachsen lassen, einen Stolz, der Ausdruck in ihrem Lebensmotto findet: Ich bewältige das Leben mit meinem Kind alleine. Sie lässt sich von

keinem etwas vormachen. Ausgezogen bei ihrer Mutter ist sie nie. Es hat eben nicht sein sollen. Und das Zusammenleben mit der Mutter bietet auch eine Menge finanzielle Vorteile, denn sie teilen sich die Haushaltskasse; das Wirtschaften wird so günstiger und am Monatsende ist immer etwas übrig, was sie sparen kann.

Christine Hoschwitz arbeitet im Bekleidungswerk, dem größten Frauenbetrieb der Stadt. Monotone Tätigkeit am Fließband, die Entlohnung wird nach der Leistung berechnet. Ein reiner Frauenbetrieb, abgesehen von ein paar Mechanikern und Kraftfahrern, mit den üblichen Frauenproblemen, wenn zu viele von ihnen auf zu engem Raum beisammen sind. Hass, Missgunst, echte und falsche Schönheit und Stänkereien sind an der Tagesordnung und reiben die Nerven auf. Freundschaften entstehen und gehen wieder auseinander. Machtkämpfe, getrieben von Eitelkeit und Dummheit. Die Arbeitsbedingungen sind erträglich, obwohl wegen der alten Nähmaschinen viel improvisiert werden muss. Die Bezahlung nach Leistung stimmt. Christine schafft die Norm, übertrifft sie, der Glaube an ihr Kind ist Motivation. Der Kleine soll es mal besser haben, soll studieren.

Robert unterdes wartet vergeblich an der Korridortür. Im Foyer ist Christine den Kittelschürzen in die Arme gelaufen. Wie die Hyänen, alle Hoffnung in ihr Opfer setzend, umschließen Hanneruth, Lore und Jutta die junge Frau. Von außen gleicht die Szene einem Kranz aus bunten Blumen. Sie stimmen ihren jammernden Singsang an, die wuchtige Janschke hält mit Lautstärke und Gestik die Dynamik. Mutter ist genervt. Frau Hensel, die kleine putzige Frau, erhebt ihre helle Stimme und bringt die Klage aller hervor, eifrig und sich in ihren Worten überschlagend: „Stellen Sie sich

bloß vor, Frau Hoschwitz, im Keller, da, da steht das Wasser. Wir haben bereits bei der Wohnungswirtschaft angerufen, die können angeblich auch nichts machen.“ Resolut wie Roberts Mutter ist, sagt sie in forschem Ton, in dem eine leichte Wut über dieses Haus und den kleinbürgerlichen Mief, der sie umgibt, versteckt ist: „Das haben wir gleich, ich stelle oben nur meine Tasche ab und dann machen wir dem ganzen Spuk ein Ende. Wäre doch gelacht, wenn wir das nicht in den Griff bekommen würden.“ Sie bahnt sich einen Weg durch die Gruppe.

Jetzt sind die Janschke, die Hensel und auch die Pumpa ein bisschen verblüfft. Was hat diese junge Frau vor? Als Christine nach oben verschwunden ist, werden sofort Mutmaßungen angestellt, alle sind gespannt. Wie würde die Rettung aussehen? Wird sie zur Wohnungsverwaltung gehen und dort Krach schlagen oder die Feuerwehr holen? Ratlos, aber auch hoffend, ein wenig spekulierend und abwartend stehen sie im Foyer. Die Frauen wissen, Christine muss wieder an ihnen vorbei, da wird sich zeigen, was diese Frau vorhat. Die Minuten verrinnen wie Sand in einer Uhr, sie vergehen scheinbar endlos langsam, doch die Antwort auf die Fragen der Frauen lässt in Wirklichkeit nur ein paar Augenblicke auf sich warten. Zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Sohn, einen Eimer und einen Lappen in der Hand, erscheint Frau Horschwitz im Foyer. Die drei gehen an den Frauen vorbei wortlos in den Keller. Die verblüfften Gesichter amüsieren Christine, denen hat sie es gezeigt. Schnell kommt Bewegung in die Gruppe der Kittelschürzen, das Klappern der Eimer im Keller wirkt elektrisierend.

Selbst ist die Frau! Wenn uns keiner hilft, müssen wir uns eben selber helfen. Das ist nun allen klar. Kurze Zeit später arbeiten sechs Menschen im Wasser, von denen sich keiner

was nachsagen lassen will. Von wegen, sie hätte nicht geholfen oder so. Aller Streit der letzten Jahre zwischen den Frauen ist mit einem Male vergessen, vergessen die Intrigen und die kleinen Gehässigkeiten, die seit dem Krieg zwischen ihnen auf wohl dosierter Flamme köcheln.

Durch den Lärm der rasselnden Eimer, das angeregte, Mut machende Gespräch unter den Frauen, die plötzlich guter Laune und in einer Art Aufbruchstimmung sind, kommen weitere Hausbewohner hinzu. Urplötzlich hat sich ein Gemeinschaftsgeist entwickelt. Vergessen alle Querelen. Freundschaftliche Unterhaltungen, so als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen.

Schweigend betritt die Polin den Keller. Mit ihr hat hier niemand gerechnet. Sie ist die einzige Hausbewohnerin, die keinen Namen zu haben scheint, denn nie hat Robert ihren Namen von den Mitbewohnern gehört. Von allen im Haus wird sie die „Polin“ genannt. Auf die Idee am Klingelschild den Namen der Frau zu lesen, ist Robert bisher nicht gekommen. Das Einzige, was er weiß, ist, sie wird so genannt, weil sie aus den ehemaligen Ostgebieten stammt. Die Polin trägt ihre langen, grauen Haare gescheitelt, so wie das die alten Slawenfrauen häufig zu tun pflegen. Hervortretende Wangenknochen geben dem Gesicht einen strengen Ausdruck. Schweigend beginnt sie zu arbeiten. Alle Hausbewohner nehmen das mit Genugtuung zur Kenntnis.

Kurze Zeit später kommt Annerose Blaszkowski, die in der Löbauer Straße, die zwei der Gründerzeitkarrees trennt, eine Molkerei für die Handelsorganisation betreibt, hinzu. Sie ist recht beleibt und aufgrund eines steifen Knies gehbehindert. Das Arbeiten in Zwangshaltungen fällt Annerose schwer, ihr Ehrgefühl verbietet es jedoch bei dieser Arbeit abseits zu stehen.

Zuletzt reiht sich auch das Ehepaar Dahlwitz in die Eimerkettenreihe ein. Frau Dahlwitz sind die Sorgen anzusehen, die ihr der Ehemann bereitet, für den diese Arbeit eine sehr große Anstrengung bedeutet. Der alte Dahlwitz, ein schwächlicher, zerbrechlich wirkender Mann, dem niemand körperliche Arbeit zutraut, zu zart ist er, porzellanhaft spröde, fast durchsichtig. Lore beobachtet ihn bei der Arbeit. Für sie ist klar, der macht es nicht mehr lange, er wird der Erste sein, der gehen muss. Dem fehlt einfach die Zähigkeit, richtig alt zu werden. Für einen Mann, er ist Mitte siebzig, ist es allerdings ein gutes Alter, da sind andere längst unter der Erde.

Einen Mann zu haben ist in diesem Haus ein Privileg. Frau Dahlwitz weiß das zu schätzen. In Gedanken hat sie tausendmal das Szenario seines Todes durchlitten. Ohne ihren Mann wäre das Leben undenkbar für sie. Er organisiert penibel ihrer beider Dasein. Versicherungen, Rente, Sparkasse, Formulare, Vorschriften, das alles hat der alte Dahlwitz im Griff, das hat er ihr immer abgenommen. Er, der ehemalige Buchhalter, dem sogar Prokura erteilt worden war und das noch vor dem Krieg. Dadurch konnte er sich vor der Front retten, die Firma hatte ihn kriegsverwendungsunfähig stellen lassen. Die gehobene soziale Stellung des Ehemannes machte Frau Dahlwitz eine Zeit lang gegen Angriffe von Lore Pumpa immun. Angriffe, denen sich Elly Mieba seit dem Tod ihres Mannes ausgesetzt sah. Den Kriegswitwen Pumpa und Hensel war es ein Dorn im Auge gewesen, dass Elly beim Einzug in das Haus ihren Mann noch besaß.

Das ist nun schon viele Jahre her, zurückgeblieben ist ein alter, gebrechlicher Mann, den die Ehefrau umsorgt und pflegt.